

Die Neue Welt



Nr. 28

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Spaziergang.

Von Otto Ernst.

Der Sturmwind springt mit rasendem Schwung
Ueber leuchtende Wiesen.
Er packt die Eichen bei Wurzel und Ast,
Die knarrenden Riesen.

Mir zum Triumph bestreut er den Weg
Mit breiten Zweigen,
Und hoch in Lüften spielt er mir auf
Mit juchzenden Seigen.

Die Erde klingt meinem harten Tritt
Auf schweigenden Wegen —
Was ist mir noch an der lauen Welt,
An mir selber gelegen?

Was ich gewesen, was ich gelebt,
War Jammer und Schwäche.
Mir spannt sich die Faust, daß ich den Tand
Mit Häuften zerbreche.

Ich wachse, ich steige, ich werde frei,
Sturm werde mein Wille! —
Mein Denken fliegt wie ein Jubelschrei
Durch die Winterstille. —

Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Fichtbruders. Von F. Niebeck.

(Fortsetzung.) Siebentes Kapitel.

Eine „dufte Wunde“.

„Also, ich soll Euch das Dalsen beibringen?“
„Wenn Sie so gut sein wollen. . .“
„Herrgottsfapperschieferdach, hört uf, mich
zu siezen! Ihr seid zwar Dürge — nein, gar-
nischit seid Ihr gegen mich; ganz miserable, dünne
Dirschläfer seid Ihr, aber ich bin Kunde, und Ihr
seid auch Kunden, und Kunden bugen einander. Das
wäre eine ganze neue Model! Pakt uf, sonst sezt
es Hiebe!“

Wir armem Schlucker fiel es nicht leicht, den ge-
waltigen, vielgerissenen Herrn zu bugen, und das
erste „Du“ kam sehr kleintlaut und beschämt von
den Lippen.

„Wer von Euch Nindviechern hat den meisten
Mumm?“ fragte der Schulmeister, als das Dorf
oder „Kaff“ erreicht war.

Wir wußten nicht, was er wollte, doch er brückte
sich bald deutlicher aus. „Du, Dicker,“ wandte er
sich an mich, „Du siehst am dämlichsten aus, und
so Einen brauch' ich zur Staffage. Du gehst mit,
allons! — Und Du, Kleiner — er meinte Franz —
wartest hinter dem Kaff auf uns.“

Ich bekam einen Genickstoß und mußte vor dem
Schulmeister hertrödeln wie ein Gefangener.

„Wunde für Wunde wird umgestoßen!“ belehrte
er mich. „Wunde heißt Haus. Die kleinen Kaffern
stecken am besten. Stecken heißt so viel wie geben.
— Nicht hinten bleiben, Du verkrüppelter Ufinger,
sonst. . .“

Er sprach die letzten Worte mit einem Befehls-
habertone, dem nicht zu widerstehen war. Vor ihm
her stürmte ich mit kalter Todesverachtung in das
erste Haus der Ortschaft.

Arme Leute wohnten darin; eine krankhaft aus-
sehende Frau klagte uns, daß sie selber betteln müsse.
Augenblicklich griff der Schulmeister in die uner-
gründlich tiefen Taschen seiner Rockschöße und brachte
ein paar große Stücke Brot zum Vorschein. „Für
die Hühner, gutes Mutterle!“ sprach er mild und
gütig, indem er der Frau die Bettelstücke über-
reichte. Sie dankte mit einem lauten „Bezahls der
liebe Gott!“ doch er achtete nicht darauf, sondern
schubste mich unsanft zum Hofe hinaus.

Wir waren beim Anblick des Brotes die Augen
übergegangen. Franz und ich litten die grausigste
Hungerqual, und wir hatten nicht geahnt, daß unser
Begleiter so kostbare Schätze bei sich trug, die ge-
eignet gewesen wären, uns von aller Pein zu er-
lösen.

Doch ich fand nicht Zeit, mich zu grämen, denn
schon bugsierte mich mein finster Tyrann in ein statt-
liches Bauerngehöft, das sich neben dem Häuschen
der armen Leute befand. „Hier müssen wir Sped
rausgeschlagen“, raunte er mir zu.

Mehrere Hunde sprangen uns kläffend entgegen;
das machte dem Schulmeister großen Spaß. Durch
Grimassen, Zungenschnalzen und allerlei drohende
Bewegungen mit der Haselnußgerte reizte er die
Thiere dermaßen zur Wuth, daß eines beim Wellen
überschnappte und nur noch heißere Antschöne her-
vorzubringen vermochte. Ich fürchtete jeden Augen-
blick, der Bauer müsse mit seinen Knechten herbei-
stürmen und uns zum Thore hinausprügeln.

Der Bauer und die Knechte schienen nicht zu
Hause zu sein, nur die Bäuerin lehnte am Thürgatter
und schleuderte uns aus zornigem Gesicht finstere
Blicke entgegen. Durch laute Zurufe suchte sie die
Hunde zum Schweigen zu bringen; doch war sie
dabei augenscheinlich nicht auf unser, sondern auf
das Wohl der Küder bedacht, für deren Leben sie
fürchten mochte. Mich durchließ es eiskalt, als ich
das böse, abweisende Antlitz der stämmigen Frau
sah, und ich wäre am liebsten schleunig zurückge-

wichen; der Schulmeister jedoch trat lustig lachend
vor sie hin, machte irgend eine witzige Bemerkung
über die Hunde, verbeugte sich komisch und begann
mit erstaunlicher Schwachhaftigkeit: „Guten Tag,
junge Frau! Wie gut, daß wir Sie so hübsch alleine
treffen! Der Herr Gemahl ist wohl auf dem Felde,
was? Er säet Weizen zum Kuchenbacken für die
Kirnmeß. Wir kommen nicht etwa Käiber kooßen;
wir sind zwei ganz arme Reiseude und bitten um
eine Unterstützung. Sehn Sie blos das arme Zügel
da an, das ist der Mutter fortgelaufen, und nun
kann's vor Hunger kaum noch quitschen. . . Immer
ran, ran, Dicker, daß Dich die Leute ordentlich
sehn! — Fühlen Sie blos seine Rippen, da ist
jede einzelne zu fühlen. Ach, gute, liebe, junge
Frau, erbarmen Sie sich, sonst verhungert mir der
Dingerich unterwegs! Zu Ihnen kommen wir ganz
gewiß nicht umsonst. Ach, Sie glauben ja garnicht,
was es hier im Dorfe für geizige Leute giebt!
Wissen Sie, da war da drüben in dem großen Hause
eine Frau — pfui, Spude! So vornehm that sie,
so hoch, wie meine Nüße, reckte sie die Nase, und nicht
ein Stückchen trockenes Brot gab sie uns, aber dafür
geht sie sicher jeden Morgen zur heiligen Messe.
Wissen Sie, junge Frau, ich und mein Freund, wir
stammen auch von sehr frommen Eltern, und wir
halten die heiligen Gebote sehr streng, aber fromm
thun, dem lieben Herrgott die Zehen abflüssen und
arme Leute verhungern lassen, das hat in unserem
Katechismus nicht gestanden.“

Der Athem ging ihm aus, er mußte eine Pause
eintreten lassen. Am Anfang seiner Rede hatte sich
die Bäuerin unwillig abwenden wollen; als er jedoch
auf die Frau aus dem großen Hause drüben zu
sprechen kam, machte sie eine Bewegung nach vorn;
ihr böser Zorn legte sich, die Züge nahmen den
Ausdruck der Neugier an; sie erwartete, daß der
seltsame Fichtbruder weiter sprechen werde.

Dieser hatte inzwischen seine Ballonmütze mit den
Fingern vom Staub gesäubert; nun stülpte er sie

auf den Kopf und legte von Neuem los: „Wir haben seit drei Tagen keinen vernünftigen Bissen in den Mund gekriegt. . . . Ei der Tausend, junge Frau, ist das blühblanke Mädel da Ihre Tochter? Wei Gott, junge Frau, schon eine solche Tochter? Garnicht möglich. Nann weiß ich, was ich zu thun habe! Wenn ich Meister sein werde, und von meinem Alten das große Grundstück hinter der Hasenheide geerbt habe, hol ich mir das Mädel zur Frau. . . . Aber als Schwiegermutter müssen Sie heute schon einmal den Schlüssel in die Fleischkammer stecken, das geht nicht anders! Gehn Sie und holen Sie uns ein gutes Stück Schinken oder Speck, damit wir wieder zu Kräften kommen. . . . Boy Donnerseil, was für'n strammes, hübsches Mädel!“

Mir wurde bei dieser Rede zum ersten Male völlig klar, daß ich wirklich ein ganz dämlicher, dummer, unbeholfener Bursche war. Wer so zu reden wußte, ja, das war ein Geist, der brauchte sicherlich nicht zu hungern in der Welt! Gleichzeitig entsetzte sich mein frommes Herz über die schauerhaften Lügen, die der Mensch hervorbrachte, ohne schamroth zu werden, und ich gedachte meiner lieben Mutter, die oft zu sagen pflegte, daß es in der Welt viele schlechte und verlogene Menschen gäbe. Unter der Welt verstand sie jedesmal die Ferne, nicht die Heimath.

Die Bäuerin war noch immer verblüfft. Sie wußte nicht recht, ob sie schimpfen oder lachen, ob sie uns fortjagen oder freundlich behandeln sollte. Sie murmelte halb laut einige Worte, die ihrem Töchterlein galten, das sich bei der Lobrede des Schulmeisters verschämt hinter dem breiten Körper der Mama geborgen hatte und nur ab und zu einen neugierigen Schelmenblick hervorgucken ließ.

Der Schulmeister merkte, daß seine Rede noch nicht genügend auf die zähe, bäuerliche Natur eingewirkt hatte, deshalb begann er weiter zu schwagen. Er fragte nach dem Ausfall der vorjährigen Ernte, wie die Kartoffeln im vergangenen Jahre gerathen seien und was die Butter gegenwärtig koste. Ohne eine Antwort auf alle diese Fragen abzuwarten, erzählte er, was die Butter in Breslau, was sie in Berlin und was sie in Amsterdam koste, und plötzlich von diesem Thema abbrechend, erging er sich aufs Neue in Lobeserhebungen über das in der That hübsche Mädel.

„Na, hören Sie,“ schloß er endlich seine Rede, „Sie werden doch nicht sein wollen wie die anderen Bauersfrauen hier am Orte. Den Geiz dieser Weiber wollen wir in der ganzen Welt verkünden. Nicht wahr, Kollege? Auf ein hübsches Stück Speck kommt es doch einer hübschen, reichen Bauersfrau gewiß nicht an, besonders, wenn sie eine so wunderhübsche Tochter hat. Seien Sie dem lieben Gott dankbar dafür und haben Sie Erbarmen mit ein paar ganz armen Schludern, er wirde Ihnen neunundneunzig Mal vergelten. Wir wollen auch beten, daß bis zum Herbst Ihre Schweine recht fett werden.“

Jetzt wurde der starre Mund der Frau durch ein gewährendes Lächeln bewegt; sie wandte sich langsam zu der hinter ihr stehenden und verlegen mit dem Schürzenzipfel spielenden Tochter und murmelte ein paar Worte; das Mädel hüpfte freudig in das Innere des Hauses und kehrte nach wenigen Minuten mit einem großen Stück Speck zurück, bei dessen Anblick mir zu Muthe ward, als würde mir plötzlich die Seligkeit aller Seligkeiten zu Theil.

Aber Himmel, o Himmel steh mir bei! Es geschieht ein Unglück. Die Bäuerin sieht den Speck, erschrickt, reißt ihn dem Mädel zornig aus der Hand, versetzt dem geliebten Kinde einen Puff mit dem Ellbogen und will in das Haus eilen. Da — in dem furchtbaren Augenblick vollbringt der Schulmeister ein Meisterstück. Mit einem Sprunge, wie die Katze auf ihre stehende Beute springt, steht er auf den Thürstufen und hat ein Schürzenband der Bäuerin erfaßt. Erschrocken wendet sie sich um, sie fürchtet einen Angriff und will fliehen, aber schon hat der Schulmeister mit beiden Händen ihre Linke ergriffen, und schon schnattert er abwechselnd inständige Bitten, fürchterliche Drohungen und moralische Lehren. „Wollen Sie mitten hinein in die Hölle kommen?“ ruft er mit unheimlicher Betonung. „Wollen Sie Ihre wunderhübsche Tochter zum Geiz erziehen? Dieses

Mädel kennt die göttlichen Gebote; sie weiß aus der Religionslehre, was sie zu thun hat, wenn sie Jemanden verhungern sieht. Geben Sie nur her den Speck, es ist nicht zu viel! So, wir danken auch recht schön! Dafür wird der liebe Gott dem Mädel einen recht hübschen reichen Mann schenken. Sie sind eine brave Frau; die beste, die wir hier am Orte getroffen haben. Vielleicht haben Sie auch noch ein Stück Käse? Es ist wegen der Verdauung. Also bitt schön, ein Stück Käse, ganz gleich, was für welcher. Sie sind ja eine so reiche Frau, daß es Ihnen auf ein Stück Käse nicht ankommt. In Berlin kriegt man solchen Käse garnicht, wie ihn hier die feinen Dorf Frauen machen. Bitte, bitte, recht schnell!“

Die Bäuerin ist augenscheinlich betäubt und verwirrt von diesen Reden; sie hat willenlos den Speck hergegeben, und jetzt geht sie schweigend in die Vorrathskammer, um Käse herbeizuholen. Sie bringt zwei Kuhkäse herbei, die der Schulmeister dankend in Empfang nimmt. Im nächsten Moment versucht er, dem zutraulich und zugleich verschämt lächelnden Mädchen das Kinn zu streicheln, und gleichzeitig fragt er, ob wir nicht auch ein Stück frische Butter bekommen könnten, damit wir wieder einmal erfahren, wie eine Butterstulle schmecke. Nun ergreift jedoch die Bäuerin das Mädel am Arme, zieht es mit raschem Ruck in den Hausflur und schlägt mit der anderen Hand die Thür zu. Ich höre, wie von innen ein Kiesel vorgehoben wird und wie die Frau schimpft.

„Vorwärts! hier sein wir fertig!“ erklärt der Schulmeister, und wir marschiren im Schnellschritt unter dem Gelläuf der Klöter zum Thore hinaus.

„Das war eine duftige Winde; nicht zum Allerbesten, aber immerhin duftete!“

Achtes Kapitel.

Eine „mieße Winde“.

„Haste gesehn, wie's gemacht wird?“ fuhr der Schulmeister fort. „Du mußt nur nicht wie ein Maulaffe hinter mir stehn und wie ein Frosch die Leute anglocken! Du mußt ein helles Wort mitreden. . . . Immer fir, rin zum Thore! Du mußt voran; ich bin im Dalls und Du in Klust. Die Klaffern findens anständiger, wenn Du zuerst kommst.“

Wieder bekam ich einen so kräftigen Puff in den Rücken, daß ich zum nächsten Hofthore hineinstolperte. Diesmal trat uns ein Bauer entgegen. Er zog seine gestickte Börse und gab uns schweigend und bedächtig Jedem eine Kupfermünze. Wir dankten und schoben weiter.

„Mit solcher Sorte is nichts!“ belehrte mich der Schulmeister; „das muß man den Leuten schon an der Landkarte ansehen.“ Ich vermutete, daß er unter dieser Bezeichnung das Gesicht verstand.

Nachdem wir noch einige Bauerngehöfte besucht und überall Kupfermünzen empfangen hatten, gelangten wir in einen großen Gutshof, dessen eine Langseite einen fesselnden Ausblick gewährte auf einen weiten, prächtigen Park. Rechtswinkelig vom Park stand das Schloß, rings umgeben von geräumigen Blumengärten. Hier sah ich die erste Blumenpracht des Jahres; in kunstvoll verschlungenen Reihen leuchteten die farbenfrohen Kinder des Frühlings — Skofus, Narzissen, Primeln, Veilchen, Hyazinthen — ach, was weiß ich, was es für Blumen waren! ich weiß nur, daß der Garten einen märchenhaften Eindruck auf mich machte, und daß ich am liebsten bewundernd und beglückt stehen geblieben wäre, trotz meines schweren Hungers. Auf einem Sandplage des Vorgartens spielte ein junger Kavallerieoffizier mit einer sehr schönen Dame ein Spiel, das ich in späteren Jahren als Croquet kennen lernte. Ich zog ehrerbietig den Hut, erhielt jedoch keinen Dank, sondern erntete nur eine halbblaute Verwünschung aus dem Munde des Schulmeisters, dem ich viel zu langsam ging.

Beim Eintritt in das Schloß raunte er mir zu: „Hier aber feste druf! Wir müssen die Köchin erwischen.“

Wir gelangten in einen weiten Flur, der mit bunten Steinplatten belegt war. Mein Begleiter

zögerte ein Weilchen, musterte aufmerksam die vielen Thüren, schritt dann beherzt auf eine der Thüren zu und pochte. Er pochte stärker und stärker, doch von innen erscholl kein Laut.

„Na, denn nicht!“ brummte er. „Ausgestorben kann doch das Nest nicht sein.“

Er hüschte nach der gegenüber liegenden Thür und klopfte dort erst leise, dann heftiger und immer heftiger, bis er mit der Faust andonnerte. Da plötzlich ging die Thür auf, an die er zuerst gepocht hatte, ein weiblicher Kopf kam zum Vorschein und fragte keck und unwirsch, was wir im Schlosse zu suchen hätten. Ich, der ich an jener Thür stehen geblieben war, brachte stotternd und erschrocken unser Anliegen vor.

„Hier giebt's nichts, es ist Niemand zu Hause!“ gab der Kopf zur Antwort.

„Aber hübsche Jungfer, Sie sind ja zu Hause,“ rief der Schulmeister, schnell herbeikomend. Er versuchte, zärtlich zu lächeln, so daß sein häßliches Gesicht sich völlig zur Teufelsfrage verzog. „Sie werden doch zwei hübsche Jungen. . . .“

Er brachte den Satz nicht zu Ende; die Jungfer schrie etwas von Frechheit und schlug krachend die Thür zu.

„Hier kriegen wir nichts,“ sagte ich beklommen, und wollte mich entfernen.

„Esel, biste verrückt?“ fauchte er mich fragend an und ballte drohend die Faust. „Eine solche Winde willst Du liegen lassen? Du bist mir der rechte Jakob!“

Er klopfte an die Thür, keine Antwort. Er klopfte wieder — er klopfte in einem fort, so lange, daß mir die Zeit wie eine bange Ewigkeit erschien. Endlich ging die Thür abermals auf, und wieder kam der weibliche Kopf zum Vorschein.

„Wenn Sie nicht auf der Stelle das Schloß verlassen, binde ich die Hunde los!“ schrie das Frauentzimmer wüthend, verschwand im Augenblick, die Thür schloß sich mit lautem Schlag, und wieder waltete besänftigende Stille in dem stolzen Prachtgebäude.

Der Schulmeister stutzte unschlüssig und that einen Schritt nach der Hausthür zu; aber er besann sich schnell, trat zurück an die weiße Thür und nahm seine Klopfarbeit wieder auf. Er zeigte sich dabei so ruhig und gelassen, daß mich das Entsetzen packte und ich an seiner Vernunft zu zweifeln begann. Er klopfte in einem fort, wohl zehn Minuten lang und länger, während ich, auf ein großes Unglück gefaßt, fluchbereit am Ausgange stand. Ach, wie gerne wäre ich davon gerannt! Doch ich fürchtete den schweren Jörn des unheimlichen Menschen, und außerdem fühlte ich mich durch die magnetische Kraft des Speckes, der in seiner Tasche steckte, an ihn gefesselt.

Endlich kam das Gefürchtete, das Schreckliche. Nachdem er einige Male mit der Faust an die Thür gehauen hatte, ging sie zum dritten Male auf, und diesmal sprang das weibliche Geschöpf in weißer Küchenschürze wie eine Furie heraus und stürmte wild an uns vorbei.

„Herr Lieutenant, schnell, bitte, schnell!“ schrie sie von den Stufen der Eingangsthür aus. „Helfen Sie mir, es sind zwei ganz freche Bummel da!“

Der Unhold, mein Frechttschulmeister, schien in meiner Seele zu lesen, denn bevor mir der große Schreck Zeit ließ zum Entspringen, fühlte ich eine feste Hand im Nacken, die mich am Kragen hielt. „Hier bleiben, oder der Satan holt Dich!“

Schon kam der Herr Lieutenant mit zornig glühendem Gesicht herbeigerannt. Die Köchin war ihm entgegengeeilte und berichtete ihm keifend und schimpfend von unserer großen Frechheit. Ich ergab mich angstvoll bebend in mein Schicksal und empfahl meine arme Seele dem heiligen Geist und meinem Schutzengel. Der Schulmeister zog seinen Hut, stellte sich in die Hausthür und empfing den Herrn Lieutenant mit einer tiefen Verbengung. Dieser wagte indeß nicht, nahe heranzukommen; er schnaufte etwas von unverschämtem Lumpengefindele und schrie nach den Knechten. Ich zupfte den Schulmeister voll Lobesangst am Ärmel, um ihn zum Entfliehen zu bewegen, allein er versetzte mir einen Stoß mit dem Ellbogen, verneigte sich abermals und bat in gelassenem Tone um eine Reiseunterstützung.

Da kein Knecht erschien, befahl der Lieutenant der Köchin, eine Britsche zu holen. Am Gartenzain erschien das schöne Fräulein, mit dem er gespielt hatte, und fragte, was geschehen sei.

„Gutshandigen Sie mich, Fräulein Hilde, ich habe hier etwas zu thun,“ rief er, anstatt einer Antwort und richtete sich hoch auf, als gelte es einen Kampf auf Tod und Leben und als wollte er seiner Dame einen Beweis von seiner großen Tapferkeit liefern. Er sah so gefährlich aus, daß ich gar nicht anders konnte, als mit kühnem Sprunge die Freiheit zu suchen. Am Schulmeister vorbei und am Lieutenant vorbei, suchte ich die Straße zu gewinnen und gewann sie; Keiner war so flink, mich festzuhalten. Als ich mich an der Schloßpforte flüchtig umblickte, sah ich die Köchin mit einer großen Peitsche über den Hof gerannt kommen. Ich lief eine Strecke weit auf der Dorfstraße fort und stellte mich dann hinter einen großen Baum, der am Wege wuchs. Lange hatte ich auf den Schulmeister nicht zu warten. „So 'ne miße Wunde ist mir ja in meinem menschlichen Dasein nicht begegnet!“ hörte ich ihn schon von Weitem schimpfen.

Als er mich erblickte, kam er zornig auf mich zugestürzt, versetzte mir ein paar derbe Schläge auf den Kopf und nannte mich erbärmlicher Feigling. Ich hätte mir eine solche Behandlung sicher nicht gefallen lassen, wenn es nicht unter den obwaltenden Umständen dringend nöthig gewesen wäre, daß ich mir seine Freundschaft noch auf kurze Zeit bewahrte. Außerdem that er mir sehr leid, denn über sein Gesicht zog sich ein blutender Striemen, der jedenfalls sehr schmerzen mußte. Also ließ ich geduldig eine Pluth von Schimpfreden über mein armseliges Haupt ergehen.

„Wenn Du nicht ein Hase gewesen wärest, hätten wir den Kerl durchgehauen, daß er seine Knochen nicht mehr gefühlt hätte!“ sagte der Berliner. „Haut mich der Bursche übers Gesicht. Aber einen Dieb hat er von mir gekriegt, daß er fünf Schritte weit an den Zaun flog!“

Ich glaubte bestimmt, der Offizier würde uns von den Knechten verfolgen lassen und schlug daher vor, das Dorf zu verlassen. Der Schulmeister antwortete abermals mit Grobheiten und befahl mir, das Dorf bis zum Ende mit ihm abzusechten. Ich gehorchte — und wider mein Erwarten kamen wir unbehelligt und mit gefüllten Taschen am Ausgang des Dorfes an. Dort lagerte Franz im Chausseegraben und sah uns mit gespannter Erwartung entgegen. Wir lagerten uns zu ihm, und es erfolgte die Vertheilung der Beute. Zuerst wurde das Geld getheilt, und der Schulmeister versetzte uns dabei in das allergroßte Erstaunen und zugleich in starke Verlegenheit. Er zählte das Geld genau in drei Theile ab und behielt nur den einen für sich. Da ein Pfennig übrig war, mußte das Loos entscheiden, wem er zu Theil werden sollte. Wir verlangten, er sollte wenigstens zwei Theile des Geldes nehmen, da wir ja nur ihm das große Glück zu danken hätten; allein er erwiderte grob und hohnvoll, daß er ein ganz miserabler Kunde sein müßte, wenn er nicht ehrlich theilen wollte.

Nun wurde im Chausseegraben getafelt. O, ein köstliches Mahl! Leider fehlte es uns an Salz. Da ich mich beim „Dalsen“ „unzünftig“ benommen hatte, wie der Schulmeister sagte, erhielt ich den Befehl, in die nächste „Wunde“ zu laufen und Salz und Pfeffer zu „dalsen“. Ich kam dem Auftrage nach und löste ihn glänzend. Beim Schulmeister hatte ich in der letzten Stunde sehr viel gelernt. Die Nahrungsmittel wurden gleichfalls redlich vertheilt, und ich fühlte mich bei dem nahrhaften Schmause sehr glücklich. Franz, der den größten Hunger empfunden hatte, taute mit solchem Eifer und ernsthaftem Fleiße, daß die Pupillen seiner großen Augen in seinem Kunden Gesichte beängstigend hervortraten.

Neuntes Kapitel.

Ende mit Schreden.

Während des Weitermarsches fiel es dem Schulmeister ein, mich noch einmal wegen meiner selgen Flucht aus dem Schloßhofe zur Rede zu stellen. Er

meinte, es sei eine Schande für die gesammte Kundenwelt, daß wir dem Husarenoffizier nicht die Peitsche entrissen und ihn für seine Frechheit fürchterlich durchgepeitscht hätten. Wenn wir nicht Strohwische, sondern „taste“ Kunden wären, würde er mit uns umkehren und das Versäumte nachholen.

„Diesen Stenz,“ fügte er, auf seinen Stock deutend, hinzu, „habe ich nicht bloß abgesehnt, um damit zu „tippeln“ und die Hunde zu jagen — er ist auch für Jeden bestimmt, der die Kundenehre nicht wahr.“

Bei den letzten Worten warf er mir einen haßvollen Seitenblick zu und suchte mit dem Stöcke so grimmig in der Luft, daß wir ihm weit aus dem Wege gingen.

Halblaut wechselte ich mit Franz ein paar Worte über das Benehmen des Schulmeisters; das hörte dieser, ohne die Worte, die harmloser Art gewesen waren, zu verstehen. Er sah mich scharf an, offenbar, um auf meinem Gesicht zu entziffern, was ich gesagt hätte. Er las falsch und sagte mir, von plötzlicher Wuth erfaßt, an: „Noch so'n Dou, und ich stopf Dich hier in das Wasserloch unter der Brücke, daß Du elend krepirst!“

Er fügte noch eine Reihe unflätiger Schimpfworte hinzu, über die sich mein sittliches Empfinden heftig empörte. „Lassen Sie mich zufrieden!“ rief ich. „Komm, Franz, wir gehn allein weiter!“

Ich ging einige Schritte zurück, Franz jedoch blieb unschlüssig stehen.

„Seht doch, seht doch diesen Kunden!“ höhnte der Ladirer, sich zu mir umwendend. Er lachte heiser und unheimlich, und ich sah, daß er mühsam gegen seine Wuth ankämpfte.

„Jetzt will der Dingerich noch frech werden!“ fuhr er fort. „Komm, Kleiner, mit mir! Lassen wir die Kreatur verhungern!“

Franz war noch immer im Zweifel, was er thun sollte; erst als ich ihm zurief: „Wir gehören zusammen!“ sagte er entschuldigend zum Ladirer: „Er ist mein Lehrkollege, nehmen Sie's nicht übel!“ — und er kam zu mir.

„Nehmen Sie's nicht übel!“ äffte der Ladirer meinem Freunde nach und brach abermals in sein heiseres, abscheuliches Lachen aus. „Einen Kunden reben sie mit „Sie“ an, und mit solchen Müden hab ich mich abgegeben.“

Ohne weiter auf den schimpfenden und höhnenen Kollegen zu hören, vereinbarte ich rasch mit Franz, ein Stück Weges zurückzugehen und dann einen seitab nach einem entfernten Dorfe führenden Weg einzuschlagen. Festen Trittes marschirten wir, ohne uns umzuwenden. Auf einmal nahmen wir wahr, daß uns der Ladirer nachgerannt kam. Ein paar flüchtige Blicke nach rückwärts belehrten uns, daß er in feindlicher Absicht kam. Wir sahen uns nach Hülfe um, doch kein Mensch, der uns helfen konnte, weckte in der Nähe. „Wenn er haut, müssen wir uns wehren,“ sagte ich zu Franz. „Es geht auf Tod oder Leben!“

„Wenn er uns umbringt!“ sagte Franz im Tone des Entsetzens, und ich sah, wie eine furchtbare Angst ihren Damm auf ihn ansäute.

Wir gingen rascher, doch es gab kein Entrinnen. Der Feind war uns schon auf den Fersen und gellend schlugen mir die schrecklichen Worte ans Ohr: „Einen Denzettel zum Abschied mußt Du kriegen, Du Schuft!“

Rasch wollte ich eine Vertheidigungspositur einnehmen, aber schon traf mich ein wuchtiger Schlag mit dem Eichenknüttel auf den Kopf und bald darauf ein zweiter auf die Schulter. Ich war betäubt, ich glaubte hinsinken zu müssen, doch das dumpfe Empfinden, daß ich mein Leben zu vertheidigen hätte, verlieh mir Kraft und Festigkeit. Mit barbarischer Rücksichtslosigkeit und mit der Niesenstärke der Verzweiflung hieb ich blindlings auf den Gegner ein; ich traf ihn ins Gesicht; ich sah, daß er blutete, sah, wie seine Züge gräßlich waren von der Wuth, fühlte, wie er mich an der Gurgel faßte; ich stammelte ein Gebet — und plöblich fühlte ich mich frei... Der Ladirer taumelte und presste beide Hände an die Schläfen. Wir aber wählten den besseren Theil der Tapferkeit und entflohen.

Wieder kam er mit geschwungenem Stöcke und blutendem Schädel hinter uns drein gerauscht; wieder hieß es: siegen oder sterben.

Am Wege lag ein Haufen zerklüfteter Steine. Franz stürzte drauf los und begann auf den anstürmenden Feind ein Wursbombardement; ich folgte dem Beispiel, und wir schleuderten unsere Geschosse so behend und sicher, daß der Unhold stutzte und sich nicht heranwagte. Er zog sich zurück und begünstigte sich, uns mit dem Stöcke zu drohen und Rache zu schwören. „Ihr entgeht mir nicht, und wenn Ihr bis dorthin lauft, wo die Welt mit Brettern vernagelt ist,“ lautete eine seiner Drohungen.

Jetzt erst erfuhr ich, daß Franz mein Netter war; er hatte dem Ladirer, als dieser mich am Halse packte, einen schweren Stein an den Kopf geschleudert und ihn dadurch auf Augenblicke kampfunfähig gemacht. Ohne diese Tapferkeit des treuen Kameraden hätte ich vielleicht auf jener fremden Erde mein junges Leben beschließen müssen, denn die Wuth des Ladirers hatte den Grad der Sinnlosigkeit erreicht.

Wir schlugen den erwähnten Seitenweg ein und suchten alsbald Deckung in einem Gebüsch, um als vorsichtige Strategen von dort aus die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Wir trauten ihm nämlich nicht, sondern glaubten, er werde auf Umwegen unserer habhaft zu werden suchen, allein er wich nicht von der Chaussee ab, und wir verfolgten ihn mit den Augen, bis er an einer Biegung des Weges verschwand. Dann erst wagten wir einander zu unserem Heldenmuth zu gratuliren. Wir fanden Beide, daß wir tüchtige Leute seien, und das Barometer unseres Selbstvertrauens stand höher, als am Tage unseres Abmarsches von Reisse. Ich hatte im Kampfe Beulen und Wunden erlitten, und sie mochten auch wohl schmerzen, aber diesen Schmerz empfand ich im stolzen Bewußtsein meines Heldenmuths als eine Wohlthat. (Fortsetzung folgt.)



Wanderungen durch Zeit und Raum.

Von Th. Overbeck.

VI.

Unser Mond.

In der Poesie fast sämtlicher Völker alter und neuer Zeiten ist eine ständige Erscheinung der treue Mond, der stille Freund der Liebenden sowohl wie der Bekümmerten.

Thatsächlich übt ja auch dessen ruhiges und mildes Licht eine zauberische Wirkung aus, welche sich bei empfindsamen oder nervenschwachen Naturen sogar bis zur Hypnose, dem Schlafwandeln, der Mondsucht steigern kann.

Eine klare Mondnacht stimmt unbewußt friedlich und träumerisch, wirkt besänftigend auch auf den leidenschaftlich Erregten, einer finsternen, zumal sternlosen Nacht dagegen wohnt stets etwas Erdrückendes inne.

Diese magische Wirkung des Vielbesungenen ist nun zum großen Theil auf die unveränderliche, ernste Ruhe des leuchtenden Mondbildes zurückzuführen.

Wäre der Mond gleich unserer Erde von einer dichten Lufthülle umgeben und durch stets wechselnde Wolkenzüge verhüllt, so würde das Besänftigende, Stimmungsvolle seiner Erscheinung mit einem Schlage vernichtet sein.

Aus dem Monde spricht eben die ernste Ruhe des Friedhofes, und thatsächlich ist er ja auch ein solcher, ein Riesengrab, welches täglich als gewaltiges memento mori über unseren Häuptern dahinjieht.

Der Mond, aber nicht nahezu ohne Wasser und ohne Luft, — nur Spuren deuten darauf hin, daß noch minimale Mengen dieser belebenden Stoffe in freiem Zustande vorhanden sind,* — dessen Oberfläche zeigt eine furchtbare, von mächtigen, große Gebirge durchsekenden Abgründen zerrissene Felsenwüste, eine eisige,

* Die Dichtigkeit der Mondluft ward zu etwa $\frac{1}{800}$ der irdischen ermittelt.

jeder menschlichen Vorstellung spottende Einöde darstellt, hat früher bessere Zeiten gesehen; auch auf ihm hat einst frisches und warmes Leben pulsiert.

Aus verschiedenen Gründen, sowie nach Analogie unserer Erde und des Mars, ist es nahezu selbstverständlich, daß vor Neonen von Jahren — wahrscheinlich befand sich derzeit unsere Erde noch in glühendem Fluß — auch auf dem wegen seiner Kleinheit sich schneller abkühlenden und damit noch rotierenden Monde eine reiche Pflanzen- und Thierwelt, möglichenfalls letztere sogar gipfelnd in intelligenten Wesen, herrschte, die freilich bis auf winzige Reste durch Hemmung der Rotation und das Verschwinden des freien Wassers und der Luft, sowie das damit verknüpfte Herabsteigen der fürchterlichen Kälte des Weltraumes für immer vernichtet ward. Will man der Phantasie einen im vorliegenden Falle garnicht ganz ungerechtfertigten Spielraum lassen, so kann man träumen von mächtigen Wäldern, Kämpfen, sozialen Wirren und einem schließlichen Gipfelpunkt des Lebens der Urzeit des Mondes, der dann schließlich der nahezu allgemeine Untergang folgte.

Einige geringe Reste der organischen Welt des Mondes scheinen sich nun noch bis auf unsere Tage im Kampfe mit den feindlichen Naturgewalten behauptet zu haben.

Der Astronom Klein in Köln in erster Linie hat diesen Verhältnissen Beachtung geschenkt; die Ergebnisse seiner und einiger Anderen Forschungen sind der Nachweis von noch heute, wenn auch äußerst selten stattfindenden Veränderungen der Oberfläche, von dem Entstehen und Verschwinden kleiner Krater, von schwachen Trübungen der ätherischen Luftschicht. Einige Male wurden sogar kleine lokale Nebel oder Wolken beobachtet,* welche bewiesen, daß meteorologische Prozesse noch vereinzelt vorkommen. Verschiedene Theile der Mondoberfläche, vorzugsweise der graugrünen Tiefebene, zeigen dazu weit ausgebehnte, grünliche, gerundete Flecken, welche, abweichend von allen anderen Mondflecken, bei höhersteigender Sonne nicht heller, sondern dunkler werden, Färbung gewinnen, bei sinkender Sonne dagegen mehr und mehr verblaffen, oft bis zum völligen Verschwinden.

Diese eigenartige Fleckenbildung kann nur auf eine Pflanzendecke der betreffenden Gebiete zurückgeführt werden, doch darf man hierbei nicht etwa an ranschende Wälder oder üppige Wiesen denken, sondern lediglich an eine weit ausgebehnte, den zerrißenen Felsboden überlebende und färbende Flechtenvegetation, genährt durch die Sonnenwärme und die geringen Mengen des durch die Besonnung aus der eisigen Erstarrung gelösten Wassers und Dampfes.

Nur kurz ist die Vegetationsperiode, denn der ganze Tag des Mondes, gleichbedeutend einem halben Mondjahre, währt nur etwa vierzehn Tage; mit dem Sinken der Sonne fällt wieder Alles in Erstarrung zurück.

Als nur die genügsame Flechte und vielleicht winzige, auf diese angewiesene niedere Thiere sind vermutlich die letzten Ueberbleibsel des Mondlebens, und zwar auch sicher nicht mehr auf lange Zeit, denn der Erstarrungs- und Zerfetzungsprozeß des Mondes durch fortwährend sich weiter ausdehnende Zerklüftung, Ausdehnung und Weiterlaufen der Frostspalten, Spalten und Rissen schreitet unaufhaltsam fort.

Sehr abweichend von dem uns bekannten Bilde erscheint nun das Himmelsgewölbe vom Monde aus betrachtet.

Kein blaues Himmelszelt, sondern ein tief-schwarzer, wolkenloser, unserem sternklaren Winterhimmel ähnelnder Himmel, an dem selbst am Tage und in nächster Umgebung der Sonne die Sterne, jedoch ohne das uns bekannte Funkeln, in ruhigem Lichte erstrahlen, überspannt die Landschaft. Scheinbar fest angeheftet, ihren Platz am Himmel nie verändernd, zeigt sich der uns zugekehrten Mondhälfte eine hellleuchtende Kugel, an Größe etwa 13 mal die uns bekannte Mondscheibe übertreffend, gleich dem Monde Phasen zeigend, unsere Erde.

* Ueber diese Fälle berichtete Klein vor etwa 12 Jahren in der „Gaea“.

Die allgemeinen Umrisse der Erdkontinente und Ozeane, die Schnee- und Eisregionen der Pole, ja Vegetationsfärbungen, die großen, grünen Waldwüsten Afrikas und Südamerikas, würde ein Beobachter auf dem Monde deutlich erkennen; zeigte doch unser Mond, in günstiger Position über der südamerikanischen Uglaea (Waldwüste des Orinoko und Amazonas) stehend, schon mehrfach infolge des Reflexes ein intensiv grünes Licht, welches sogar, wie Humboldt im „Kosmos“ berichtet, in Europa beobachtet ward.

Wegen des Mangels einer dichten, mit Wasserdämpfen geschwängerten Luftschicht fehlen dem Monde die Dämmerungserscheinungen. Daher wird die Landschaft fast lediglich in grelles Licht und tiefdunkle Schatten mit haarscharfen Umrisse zerlegt. Mildere Lichteffekte bietet nur die Erdseite des Mondes zur Zeit der Abwesenheit der Sonne, wenn die Erde ihr das Mondlicht 13 mal an Helligkeit übertreffendes Licht spendet, die der Erde abgewandte Seite dagegen kennt auch dieses nicht.

Tobtenstille herrscht, denn die dünne Luft hindert die Entstehung stärkerer Schallwellen.

Fremdartig erscheint auch die Bodengestaltung dem Erdbewohner.

Große, graugrüne Ebenen, durchzogen von niedrigen, sich vielfach verästelnden Hügelketten, die sogenannten Meere oder Mare, offenbar der jetzt trockene Grund ehemaliger Ozeane des Mondes, wechseln ab mit grell weißleuchtenden Gebirgskämmen. Furchtbare, tief-schwarze Abgründe, Gebirgsketten und Berge kreuzend und zerspaltend, die Rissen, lediglich Frostspalten der Felsenrinne, welche sich schließlich tausendfach feiner und feiner verästeln und dadurch die ganze Oberfläche zersplittern, durchzieren die Landschaft oft auf Hunderte von Kilometern.

Unähnlich der Erde, giebt es der Kettengebirge auf dem Monde nur wenige; von Bedeutung ist nur eins, die Appenninen, welche 700 Kilometer lang, die Westseite eines alten Ozeans, des Mars imbrium der Astronomen, begrenzen und Gipfel von 5400 bis 5600 Meter Höhe (die Berge Konon und Huhghens) aufweisen.

Die Annahme, daß die Mondberge, unter denen mehrere bis zu 6—7000 Meter Höhe sich erheben, ja der Berg Curtius in der Nähe des Südpoles bis 8831 Meter emporstrebt, und also den höchsten Erdbergen nahe kommt, relativ höher als die Berge der Erde sind, hat nur scheinbare Gültigkeit.

Der die Erde umhüllende Ozean, von dessen Spiegel die Höhen irdischer Berge gerechnet werden, hat auf dem Monde kein Seitenstück mehr, denn Mondmeere sind auf Nimmerwiederkehr versiegt; man kann also die Höhe der Mondberge nur von dem tiefsten Punkte ihrer Umgebung an messen.

Ein brauchbares Vergleichsobjekt würde unsere Erde daher erst dann abgeben, wenn auch die irdischen Ozeane verschwunden, dann aber würden die Erdberge erheblich höher als jetzt erscheinen, oder auch, wenn noch Mondozeane vorhanden, dann sanken die Höhen der Mondberge scheinbar um ein Bedeutendes.

Aus Vorstehendem ergibt sich nun unzweifelhaft, daß Mond- und Erdberge, unter Berücksichtigung der Größe der Weltkörper, nahezu gleich sind, wenn auch, wohl infolge der geringeren Schwere, auf dem Monde die Gipfel relativ um ein Gerings höher emporgetrieben sind als auf der Erde.

Höchst auffällig ist die immer und immer wiederkehrende Kreisform der Mondgebirge, welche Kreisform sogar, wenn auch verwischt und beschädigt, in der Gestalt der großen, graugrünen Ebenen, welche Durchmesser von 300 bis 1500 Kilometer aufweisen, zum Ausdruck gelangt, und sich dann in immer kleineren Bildungen wiederholt, bis zur kleinsten Kraterbildung.

Allerdings zeigen unsere irdischen Vulkane in ihren Kratern zuweilen ähnliche Gestaltungen, doch ist diese Kreisform auf der Erde verhältnismäßig selten, auch stehen die Erdkrater hinsichtlich ihrer Größe erheblich hinter den Ringgebirgen des Mondes zurück.

Einen mächtigen Kreis, der den Maren des Mondes ebenbürtig, nur besitzt die Erde, und zwar

in dem großen Vulkangürtel des Stillen Ozeans, welcher von Kamtschatka über Japan, die Philippinen, Molukken nach Chile und dann längs der Westküste bis zum hohen Norden über die Aleuten wieder nach Kamtschatka führt.

Daß diese Kreisform der Mondgebirge gleich den vulkanischen Gebilden der Erde auf plutonische und vulkanische Ausbrüche zurückzuführen, ist selbstverständlich.

Die gegen irdische Vulkane riesenhafte Größe ist vermutlich erstens auf die auf dem Monde, gegen die Erde gerechnet, sechsmal geringere Schwere und auf das geringe spezifische Gewicht des Mondmaterials, welches durchschnittlich an Gewicht unserem Kalkfels gleicht, zurückzuführen; auf dem Monde hatten die vulkanischen Kräfte eben geringere Widerstände zu überwinden als auf der Erde, daher waren auf ersterem die Resultate gewaltigere.

Das Alter dieser verschiedenen Kreisbildungen entspricht anscheinend annähernd ihrer Größe, und zwar scheinen die großen Mare die ältesten Gebilde, die kleinen Krater im Allgemeinen die jüngsten zu sein.

Die Ränder der großen, kreisförmigen Tiefebene und auch noch die vieler größerer Ringgebirge sind augenscheinlich zerstörenden Gewalten ausgesetzt gewesen, denen die jüngeren Gebilde nicht mehr unterworfen waren, und zwar ist dieses zerstörende Medium, wie deutlich erkennbar, von den tiefliegenden Ebenen ausgegangen, denn alle Zerstörungen der Ringgebirge betreffen die diese Ebenen begrenzenden Wallsseiten: es wird also zweifelsohne das Wasser der alten Ozeane das Wirkende gewesen sein.

Zur Zeit der Entstehung der kleinen Ringgebirge und Krater war das Wasser wohl schon von der Mondoberfläche verschwunden, daher blieben diese unbehelligt.

Diesen uralten deutlichen Spuren des ehemals auf dem Monde vorhandenen Wassers sind nun noch die vereinzelt, verästelt Längsthäler anzureihen, deren Entstehung und Auswaschung ebenfalls, gleich den meisten Thälern der Erde, auf strömendes Wasser zurückzuführen ist.

Schließlich ist noch in der fehlenden Rotation des Mondes, welcher bekanntlich der Erde stets dieselbe Seite zuehrt, ein sehr ins Gewicht fallender Wahrscheinlichkeitsgrund für das ehemalige Vorhandensein großer Wassermassen auf dem Monde, auf den zuerst Helmholtz aufmerksam machte, zu fuchen.

Das Verschwinden der eigenen Umdrehung, welche, außer bei unserem Monde, auch noch bei den Planeten Merkur und Venus erlosch, ist nämlich nur durch eine spätere Hemmung der ursprünglichen Umdrehungsbewegung zu erklären. Bereits vor 140 Jahren fand Kant die diese bedingende Ursache in der Fluthwelle.

Die täglich zweimal, entgegengesetzt dem Erdumschwung, gegen die Kontinente brandende Fluthwelle, ein richtiger Hemmschuh, hat z. B., wie Hansen, Adams und Delannay nachwiesen, auch den Umdrehung der Erde dauernd, und zwar in jedem Jahrtausend den Tag um zirka $\frac{1}{170}$ Sekunde, verringert.*

Diese Hemmung wird, falls der Ozean noch lange genug existiert, die Erdrotation ebenfalls in der Weise gegen den Mond aufheben, daß schließlich Erde und Mond sich beide dauernd dieselbe Seite zuehren, also für eine Erdhälfte der Mond für immer unsichtbar werden wird.

Bedeutet man, daß der Mond nur $\frac{1}{87}$ der Erdmasse gleich ist und sein Durchmesser nur $\frac{1}{4}$ des Erddurchmessers beträgt, so ergibt sich, daß die

* Der hemmende Druck, welchen die Fluthwelle auf die Drehung der Erde ausübt, beträgt nach niedrigster Schätzung 6000 Millionen Pferdekraft, ist also gleich einer Kraft, welche in jeder Sekunde eine Last von 464 000 Millionen Kilogramm einen Meter hoch zu heben vermag.

Diese gewaltige Kraft ist aber dennoch nur eine Kleinigkeit zu nennen gegen die Kraftgröße, welche der Erdumschwung repräsentiert, denn letztere vermöchte 25 840 Quadrillionen Kilogramm in jeder Sekunde einen Meter hoch zu heben.

Diese Größe ist im Vergleich zu der Fluthwirkung so ungeheuer, daß sie durch den Gegendruck der Fluth in einem Zeitraum von 2500 Jahren erst um den 700 000. Theil vermindert wird. Seit jener Zeit hat sich die Dauer des Sternentages um $\frac{1}{87}$ Sekunde vermehrt.

ehemalige Fluthwelle auf dem Monde die heute vom Monde auf der Erde hervorgerufene an Höhe sechsmal übertraf, also äußerst gewaltthätig auftrat.

Betrachtet man nun die gegen die Erde kleine Mondmasse und ihr geringes spezifisches Gewicht, so erscheint es äußerst verständlich, daß die gewaltige

Hansen in Gotha wies Letzteres schon vor Jahren nach, indem er feststellte, daß der Schwerpunkt des Mondes nicht mit seiner Mitte zusammenfalle, sondern der Erde näher liege.

Aber wo blieb das Wasser des Mondes?

Auf diese sich von selbst aufdrängende Frage

Bei fortschreitender Abkühlung schlagen sich nach und nach nun immer mehr Wasserdämpfe als Wasser nieder; letzteres bringt nun auch in die aus der Gluth erstarrende Felsenrinde ein, und zwar mit zunehmender Dicke derselben in immer größeren Massen.



In die Welt hinaus. Von Georg Knorr.

Mondfluth, auf welche vermuthlich die erwähnte theilweise Zerstörung der Ränder vieler Ringgebirge zurückzuführen ist, den Mondumschwung in relativ kurzer Zeit aufzuheben mußte.

Der Mond stellte sich zum Schluß mit seiner schwersten Hälfte, der überwiegend mit hochstrebenden Gebirgen besetzten, gegen die Erde ein und verblieb dann dauernd in dieser Lage.

gibt nun die Kant-Laplace'sche Weltentstehungslehre (vergl. „Das Werden im Weltall“ in Nr. 18) die genaueste Auskunft.

Ursprünglich, wenn ein Weltkörper noch in glühendem Fluß, sind alle bei dieser Temperatur verdampfbaren Stoffe, also auch das Wasser, in seine Elemente zerlegt, oder in Dampfform in der Dunsthülle enthalten.

Nun ist aber das riesige Wasserquantum, welches z. B. die Erde beherbergt, gegen die Masse der festen Stoffe gerechnet, nur äußerst gering, hat daher schließlich die Erdrinde eine gewaltige Dicke erreicht, so wird endlich alles Wasser und der größte Theil der Luft von der Erdrinde wie von einem Schwamme aufgesogen werden, die nicht mehr durch einen Dunstmantel gegen die Kälte des Welttraumes geschützt

Oberfläche veröden und sich in eine trockene, aber eiskalte Wüste verwandeln — ein Seitenstück der jetzigen Oberfläche des Mondes.

Daß dieses genau so vor sich geht, zeigt die neue Geologie, welche eine ganz erhebliche Verkleinerung des Areals des von Wasser bedeckten Gebietes, eine erhebliche Abnahme der indischen Ozeane seit den Urzeiten unzweifelhaft konstatiert hat.

Genau, wie erdriert, ist es nun auch dem Monde ergangen, derselbe hat jedoch, weil er erheblich kleiner ist als unsere Erde, alle Stadien der Entwicklung schneller durchlaufen, ist uns vorausgeeilt und nun bereits, wie erwähnt, auf dem Friedhofsstadium angelangt.

Sollte nun im Laufe der Zeiten der Optik die freilich fast unmögliche Aufgabe vielleicht doch einmal gelingen, unsere optischen Instrumente derart zu verschärfen, daß wir kleinere Gegenstände, etwa von der Größe irdischer mittelgroßer Organismen, tatsächlich sehen könnten, von welchem Ziele wir augenblicklich leider noch weit entfernt sind, denn die schärfsten Instrumente der Gegenwart zeigen nur noch solche Objekte auf dem Monde annähernd deutlich, welche mindestens einen Kilometer Durchmesser besitzen, so würden wir im günstigsten Falle lediglich Reste von Organismen entdecken, aber wohl kaum noch irgend höheres Leben selbst vorfinden.

Es würde sich ein ödes Wüstenbild entrollen, ein Bild, welches im Großen und Ganzen dem Bilde gleichen würde, welches in allerdings noch ferner Zukunft auch die Oberfläche unserer Erde darbieten wird.

Wenn auch dem Menschengeschlecht der Erde noch voraussichtlich eine lange Dauer beschieden ist, der Tag des schließlichen Unterganges rückt dennoch langsam heran. Unabwendbar naht die Zeit, zu der auch unsere jetzt so schöne Erde eine öde und eiskalte Wüste ohne jegliches Leben sein wird.



Deutsche Sprachbelustigungen.

Fünfte Humpfel.

Von Manfred Wittich.

Lieber Leser, schöne Leserin, haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, daß es doch recht sonderbar ist, wenn wir uns mit „Sie“ anreden, uns „Siezen“, wie man sagt, wenn man auch bloß eine Person so anredet? Zweierlei ist daran merkwürdig: eigentlich ist die geeignete Anrede für eine andere Person doch die Form der zweiten Person Du, das „Sie“ aber ist die dritte Personenbezeichnung und noch dazu in der Mehrzahl. Eigentlich! „Sind Sie gesund?“ heißt eigentlich: „Sind sie (d. h. eine Mehrzahl von dritten Personen) gesund?“ Das war bekanntlich nicht immer so. Andere Zeiten, andere Lieder, andere Moden, andere Anredeformen! Und auch heute noch sind verschiedene Arten der Anrede nebeneinander bräulich, die geläufigsten sind die des Siezens und Duzens. Die natürlichste Anredeform an eine zweite Person ist also das Personenbezeichnungswort Du. Man redet eine Person auch nur in der Form der Einzah an, so im Griechischen und Lateinischen, wie auch im Gothischen, der ältesten Gestalt, in der deutsche Sprachdenkmäler vorliegen.

Wie kam man darauf, eine Person in der Sprachform der Mehrzahl anzureden, zunächst in der Mehrzahl von: Du, mit der Form: Ihr?

Nach Jakob Grimm nahm diese Verrückung in die Mehrzahl ihren Anfang in den königlichen Kanzleien, in welchen man die römischen oder byzantinischen Wendungen des Geschäftsstiles nachahmte. Die deutschen Könige Theodorich, Pipin, Karl und die folgenden gaben der Macht und Wichtigkeit, welche sie sich selbst zuschrieben, dadurch Ausdruck, daß sie von sich redend nicht einfach sagten: ich, sondern: wir. Als man später große und kleine Anfangsbuchstaben unterschiedlich brauchte, ward die Selbsthochschätzung noch dadurch auch für das

Auge in der Schrift gekennzeichnet, daß man schrieb: Wir. Dieses Wir scheint zu besagen: „ich bin nicht allein, alle Leute meines Hauses und meiner Umgebung sind nur ein Stück von mir, haben keinen eigenen Willen, sondern gehorchen dem meinen. Ihre physischen und geistigen Kräfte gehören mir und bilden mit den meinen eine unauflöbliche Einheit, deren persönliches Zentrum mein Wille ist.“ Es ist dies ein bißchen Vorschmack des bekannten Wortes: „Der Staat bin ich!“

Eine Person, die sich selbst nicht ich, sondern wir nennt, mußte man nun folgerichtig ihrzen, d. h. mit Ihr anreden.

Allmählig drang die Schreibung Wir, der sogenannten Majestätspural vor in die Schreiben der Fürsten, Grafen, Bischöfe, Äbte und sonstiger vornehmer Leute und hoher Beamten, und von dem Pergament oder Papier ihrer Kanzleien ging es über in den Mund Derer, von denen sie anredet wurden, indem es sich aus dem lateinischen nos, dem deutschen Wir, in vos und Ihr wandelte.

Vos und Ihr sind die Anreden des Untergebenen oder Tiefsiehenden gegen den Herrn oder Höherstehenden; die Gleichen nennen sich in alter und einzig denkrächtiger Weise Du. Im Waltharilied, einem in lateinischen Versen geschriebenen Heldengedicht des zehnten Jahrhunderts, redet die Hunnenkönigin Despirin ihren Herrn und Schwirch Attila vos an, sie ihrzt ihn, ebenso der Held Waltharius den König; die sozial minderwerthigen, untereinander gleichen Helden Hagen, Gunther, Walthar usw. duzen sich.

In deutscher Schrift begegnet uns die ehrende Anrede Ihr in der Form ir zuerst in der poetischen Widmungsvorrede des Weihenburger Mönchs Otfried, die dieser in seiner Widmung, der sogenannten Evangelienharmonie, vorausgeschickt hat.

In den mittelalterlichen Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts spricht der König von sich stets: ich, nie wir. Das Ihrzen ist auch im Leben noch nicht allgemein dem Herrscher gegenüber. Die neueren, vornehmeren Sitten hat das alte, einfache Du noch nicht aus seiner Geltung gebracht.

Geistliche Neben und Dichter reden die Fürsten mit Du an, obgleich sie zur „guten“ Gesellschaft gehören, offenbar in Nachahmung der Sprache der Bibel, wohl auch aus dem Grunde heimlich mit, daß sie damit andeuten wollen, einer Organisation anzugehören, über die der König nicht so Herr und Gebieter ist, wie über die weltliche des Staates. Die weltlichen Dichtungen, die ritterliche Stoffe behandeln, wenden die Ihr-Form durchaus an. Daß man eine Ehrung mit der Mehrzahlform aussprechen wollte, wird ausdrücklich im Amolied (Dichtung des elften Jahrhunderts) dargelegt, wo wir lesen, daß man den Julius Cäsar, den Staatsmann und Feldherrn, der im alten Rom die Monarchie vorbereitete, geihrt habe, „um ihn zu ehren“. Im Allgemeinen redet der Höhergestellte, der Vater, die Mutter usw. den sozial ihm Untergeordneten mit Du an; Eheleute duzen sich. Sonderbar ist die höhere Angleichung der Tochter an die Mutter, diese duzen sich gegenseitig, während der Sohn die Mutter ihrzt. In der Kaiserchronik, einer Dichtung des zwölften Jahrhunderts, nennt der Kaiser den Papst ihr, während der Papst dem Kaiser du zurückzieht.

Die Rhetoriken, d. i. Anweisungen zur Wohlredenheit des späteren Mittelalters, schreiben unständlich vor, wie es mit der Anredeform in den einzelnen Verhältnissen zu halten sei. Die Straßburger von 1511 lehrt: Der Kaiser buzt alle Geistlichen, bis an den Papst; ebenso ihrzen sich Geistlichen, bis an den Grafen. Ritter werden von Fürsten geihrt, und zwar zum Zeichen ihrer eigenen Standeshohenheit über Jenen thun dies die Fürsten, wie alle Edelleute sich untereinander duzen, aber Denjenigen ihrzen, den sie nicht für edel halten, „zu merken, daß es ein Bürger oder mit Inzeng von inen (ihnen) genos sei“ (d. h. als ungleicher nicht mit eingeschlossen ist in den sie Alle umfassenden Duzkommen). Kein Unedler, sei er noch so verdient oder geachtet, darf einen Edelmann von noch so geringem Werth und Verdienst duzen, er sei denn nahe mit ihm verwandt.

Wie aber konnte man darauf kommen, eine

zweite angeredete Person statt mit Du, überhaupt mit der dritten Personenform zu bezeichnen ihr selber ins Gesicht? Das hängt mit dem altrömischen und byzantinischen Titulaturwesen zusammen, bei dem der Name einer hervorleuchtenden Tugend als Benennung der verehrten Person angewendet wurde: Eure Heiligkeit, Eure Herrlichkeit, Eure fürstliche Gnade (oder Gnaden) usw., das heißt: Ihr Heiliger, ihr Herrlicher, ihr gnädiger Fürst oder ihr fürstlich Gnädiger usw. Trat dazu ein Zeitwort, so forderte der Sinn, es in die Mehrzahlform oder zweite Person zu stellen, also: „Eure Herrlichkeit hat das und das gethan“. Das widerspricht aber der Grammatik; diese verlangt: „Eure Herrlichkeit hat das und das gethan,“ und so sagte man auch. blieb aber der Titel weg, so brauchte man die entsprechenden Formen des Ihr noch anfangs allgemein.

Interessant ist es, wie aus der dritten Person der Einzah, aus Nebenwendungen wie: Eure Herrlichkeit hat das gethan, sich der Brauch entwickelte, zur Anrede ohne Titel die Personenwörter er und sie als Anreden zu verwenden, je nachdem man ein Männlein oder ein Weiblein vor sich hatte. Von einer Dame redend konnte man also sagen: Eure Gnaden hat bestimmt, daß sie ausfährt. Das Erzen und Siezen (in der Einzahform) ist also nicht ursprünglich, wie wir es heute empfinden, herabsetzend, sondern geradezu ehrend, erhebend, eine höhere Stufe der Höflichkeitserweisung, es war höflicher als das alte Ihr. Hier siegte durch die Unterscheidung je nach dem Geschlecht der angeredeten Person die Logik über die Grammatik.

Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts erst kam die Verrückung der natürlichen Anredeformen auf, die heute herrscht, und zwar hat sie sich etwa um 1730—1740 siegreich durchgesetzt. Sie besteht darin, daß man das Er und Sie der dritten Person in die Mehrzahl setzte. Ich denke mir (siehe oben bei wir, der Form des Majestätspurals), daß der Redende das Gefühl hat, daß er in dem Angeredeten diesen selbst, sein Haus, seine Umgebung, alle seine Diener und Vasallen in Eins zusammen genommen sieht als eine Macht und Kräfteinheit, welche ihm, dem Anredenden selbst überlegen ist. Das Aufkommen dieser eigentlich unheimlichen Redeform ist in die Zeit von etwa 1680 und 1690 zu setzen, wo das à la mode-Stugerthum seinen Anfang nahm, jene volle Parteinahme für den französisch-italienischen Geschmack in Lebensführung und Lebensformen im Gegensatz zu der einheimischen „altväterischen“ Sitte, wie man jetzt tabelnd dachte und sagte. Es war dies „altväterisch“ jetzt ein Wort des Tadelns, wie man später auch sagte gothisch, um eine Sache als ungebildet, barbarisch zu bezeichnen, wie man heute noch von altfränkischen Sitten, Kleidern usw. spricht.

Um 1780 standen (immer nach J. Grimm) die Dinge folgendermaßen: Der Edelmann erzte seinen Gerichtshalter und Pfarrer, Friedrich der Große seine höheren Zivil- und Militärbeamten, der Amtmann den Büttel, der Pfarrer den Küster, der Schulmeister den Schüler, der Schwiegervater seinen Tochtermann (den er auch Herr Sohn anredete); der Ehemann siezte (in der Einzah) seine Frau in vertraulicher Laune: „Höre sie, bestelle sie mir dies und das!“ Er war ehrende Anrede für den Handwerksmeister (schweizer Mädchen redeten den Fremden mit er an: „Er tanzt wohl nicht gern?“), Sie wendete man an die kunstreichen Handwerker: Uhrmacher, Goldschmiede u. a., oder an die halbstudierten oder mit studierten verwandten Berufe der Barbieri u. a. Handwerksgefell, Fuhrmann, Gärtner, Soldat, Bauer, Knecht und Magd heißen ihr.* Das Du in solchem Falle galt als ehrende, gemüthliche Gleichstellung, welche der Redende dem Angeredeten angebeihen läßt. Das Sie der Mehrzahl dient dazu, Fremde und vom Redenden unabhängige Personen anzureden.

Zwei Motive geben die Richtung bei der Wahl der Anredeform: das soziale Motiv treibt an, die

* Wenn der Gast den Wirth, der Handwerksbursch den Herbergsvater ihrzt, klingt noch die Ehrung hindurch, welche alle Hausgenossen dem „Familien- und Hausvorstand“ zubilligten in älterer Zeit.

im Massen- und Ständestaat gesellschaftsübliche Höflichkeit zu wählen. Dieses Motiv, welches die anfänglich nur einer bevorzugten Auswahl von Personen zugebilligte Ehrenform wählen läßt, ist unbedingt nicht verwerflich: sie zeigt einen Fortschritt der geselligen Sitte, giebt demokratisirend jedem Mitglied der Gesellschaft durch die Anekdoteform zu verstehen, daß man ihm Achtung zolle.

Das andere Motiv ist die Vertraulichkeitsempfindung, die ihrerseits aber auch wieder demokratisirend eine gemüthliche Gleichheit der Werthschätzung aussprechen will.

Gegensätze sind nicht ausgeschlossen. Wenn Einer zu einem Anderen sagt: „Mein Herr, Sie sind ein Esel!“ — so beweisen die ersten Worte, daß der Sprecher weiß, daß gesellschaftsüblich ist, jedem Anderen von vornherein und im Allgemeinen gesellschaftlich gleiche Ehre zu Theil werden zu lassen; aber der besondere Fall, seine äußeren Umstände und die den Sprecher bewegenden Empfindungen verlangen, daß das Gegentheil ausgesprochen werde. Eigentlich könnte und dürfte man einen zu siehenden Menschen nicht Esel, und einen Esel nicht ehrend Sie nennen. Es kommen eben hier, wie so oft in der Sprache, eigentlich zwei verschiedene, ja zwei sich widersprechende Dinge zur Anwendung: Achtung und Tadel zugleich! Der naturwüchsig Mensch wird deshalb oft noch Einen duzen, wenn er ihn einen Esel nennt, auch wenn er ihn sonst zu siezen pflegt. Die Anekdote: „Sie Esel,“ ist nur möglich dadurch, daß in dem Sie der Ehrungsgehalt garnicht mehr gefühlt wird, weil das Wort eine bloße Formel, eine taube Nuß geworden ist. Sowie aber die Schmeichelei ausgesprochen ist, regt sich beim Sprecher oder dritten Zuhörer wohl in den meisten Fällen das Gefühl: hier ist etwas Lächerliches, Komisches gesagt worden. Das beruht auf dem Grund alles Humoristischen: auf dem Gefühl eines Widerspruchs.

Wer wollte nun behaupten: Das ist eine Lüge, eine unerträgliche Verletzung der Logik? Das wäre gerade so, wie wenn ich mein Kind tadelnd berichtigen wollte, in dessen Begleitung ich neulich bei einem Spaziergang zweimal einer Heerde Schafe begegnete und das bei der zweiten Begegnung fröhlich ausrief: „Sieh, Vater, hier sind unsere Schäfchen wieder!“ Mein kleiner Knirps hatte eben die Schäfchen nicht juristisch, sondern nur gemüthlich sich angeeignet. Ein und dasselbe Wort kann eben zuweilen verschiedene Begriffe enthalten, verschiedene Deutungen erlauben. —

In der Gegenwart stehen im Allgemeinen die Dinge so, daß das katthöfliche Sie mit dem ursprünglichen und allein logisch richtigen Du vertauscht wird bei wachsender Vertraulichkeit und lebhafter Empfindung, wie sie z. B. der Schwung der Dichtung voraussetzt. Man denke sich eine Ruhmesode mit der Anekdoteform Sie! „Naturalistischer“ wäre das Sie vielleicht, aber schön könnte ich es an solchem Plage nicht gerade finden. Im Grunde genommen kommt ja auf den Klang oder Lusthauch Du oder Sie garnichts an, aber bei genauem Nachdenken deutet jede der beiden Formen bei verschiedenen bestimmten Verhältnissen zwischen je zwei miteinander redenden Personen etwas ganz bestimmtes Anderes an.

In unserer Familie hatten wir einen alten Großonkel, einen langgedienten Militär, der sehr herablassend mit uns junger Brut verkehrte, so daß wir uns eines schönen Tages zu dem Antrag aufschwangen: „Herr Onkel, wollen wir nicht miteinander Brüderschaft machen?“ Er antwortete: „Ja wohl, Ihr Jungen, ich will Euch ganz gern Du nennen, aber Ihr nennt mich Sie, wie bisher. Bei den Brüderschaften kommt nichts heraus als Grobheiten und die lasse ich mir nicht sagen, das geht nicht!“

Der Alte war Offizier gewesen, und wenn er auch keineswegs auf dem Standpunkt stand, eine besondere Ehre seines Standes zu beanspruchen, so schien ihm doch das angetragene gegenseitige Duverhältniß unpassend und wider die Ordnung der Natur.

Die ganze Sache ist eine Formensache und nicht d. s. Aufhebens werth, aber immerhin ist wohl aus

Vorstehendem klar geworden, daß alle diese Formen ihren Gefühls- und Gedankeninhalt haben. Und die in verschiedenen Zeiten und Verhältnissen üblichen Anekdote spiegeln uns eben die Verschiedenheiten und Wandlungen dieses Gefühls- und Gedankeninhalts wieder. Das zu zeigen war eben meine Absicht beim Abfassen dieser Sprachbelastigung.



Zweierlei Maß.

Eine Geschichte aus unseren Tagen. Von F. Wichmann.

Nehmt Euch vor Dem in Acht, Piese, Ihr wäret nicht die Erste, die er betrügt.“ Der Finanzassessor ließ die Hand von der Wange der Stellnerin gleiten, rücte den Zwiider zurecht und musterte verächtlich den unberufenen Warner.

Das Gebränge, das nach Schluß der Ausstellungsräume im Restaurationsgarten entstanden war, hatte ihn gerade vor den Tisch geschoben, an dem die beiden Parzer Bergleute, die mit den Produkten ihres Landes gekommen waren, in ihrer schmutzen Kleidung saßen. Er hatte sie nicht beachtet und die ihm gerade mit gefüllten Gläsern wehrlos begegnende Stellnerin mit einem Scherzwort gestreichelt. „Unverschämtes Volk!“ murmelte er ziemlich verständlich.

Ueber Julius Lautenthalers dunkles Gesicht flammte der helle Zorn. Er hatte den Verhakten sofort erkannt. Wenn er auch damals Uniform getragen, dieses Gesicht vergaß er nie. „Volk ist ein Ehrenname,“ fuhr er auf, „mehr werth als mancher hochgeborene Lump!“

„Um Gotteswillen, sei doch still,“ mahnte Konrad Iberg, sein Kamerad, „mit den großen Herren ist nicht zu spaßen.“

Richard von Windheim war zusammengezuckt und blickte einen Augenblick unsicher um sich. „Soll das mir gelten?“ fragte er mit möglichst schneidigem Tone. „Was versteht das dumme Volk von Ehre.“ Er wollte weiter gehen.

Aber Lautenthaler schüttelte mit der Gewalt des Zornes den Arm Iberg's, der ihn zurückhalten wollte, ab und trat dem Finanzassessor entgegen.

„Dem gilt es, der die Marie Dörell verführt hat! Dem Armen sein Gut stehlen, um es in den Schmutz zu treten — das ist Eure Ehre!“

Der Assessor wich erblaffend vor der drohend erhobenen Faust zurück. „Ist denn keine Polizei hier, Einen vor solchen Frechheiten zu schützen! Ich lasse mich nicht beleidigen, ich bin Lieutenant der Reserve.“

„Die Uniform macht keinen Schutz zum Engel!“ rief der Bergmann in wachsender Wuth.

Das war zu viel. Der Assessor hob den Spazierstock und holte zum Schläge aus. „Niederträchtiger Kerl, das sollst Du mir büßen!“

Ein paar Frauen unter den herandrängenden Neugierigen kreischten auf. Aber Lautenthaler war dem Angriff zuvorgekommen. Seine Hand umkrampfte das metallbeschlagene Bierglas. Als der Stock ins Leere niederfuhr, fauste das Glas durch die Luft. Splitter flogen umher. Mit blutender Stirn stürzte Herr von Windheim lautlos zusammen.

Starren Auges, zu Tode erschrocken, blickte der Bergmann auf den am Boden Liegenden. „Es war Nothwehr — er griff mich an — Haß und Zorn raubten mir die Besinnung.“

Rings war Geschrei und Tumult entstanden. Ein an einem benachbarten Tische sitzender Marinearzt war aufgesprungen, um dem Verletzten die erste Hilfe zu leisten.

Konrad versuchte, den Kameraden fortzuziehen. Aber zwei Schulkente drängten sich durch die Menge und nahmen den Thäter in ihre Mitte. Traurig blickte der Zurückbleibende dem unglücklichen Gefährten nach.

Einem biederem Handwerker, der mit am Tische saß, erzählte er auf seine Fragen, was er wußte. Julius war daheim in Andreasberg mit der Marie,

der Tochter eines Straßenaufsehers, die in der „Krone“ diente, verlobt gewesen. Bei einem Manöver, das vor zwei Jahren in der Gegend stattgefunden, hatte der Assessor von Windheim als Reserveoffizier mehrere Wochen in der „Krone“ in Quartier gelegen. Das auffallend hübsche Mädchen hatte dem Lebemann gefallen und eines Tages löste Marie unter einem wichtigen Vorwand ihre Verlobung auf. Bald nachdem das Militär abgezogen, war auch sie aus dem Orte verschwunden. Der Vater, ein alter, ehrlicher Mann, sollte sie aus dem Hause gejagt haben. Niemand wußte, wohin sie sich gewendet hatte. —

Wegen vorsätzlicher Körperverletzung verurtheilt, ließ Lautenthaler schon im zweiten Jahre im Gefängniß. Er hatte gehofft, infolge seines stillen, willigen Betragens vor Ablauf der vollen Frist begnadigt zu werden, aber sein Warten war vergebens. Draußen glänzte das lachende Sonnengold des Leuzes über der erwachenden Natur. Er sah es nicht, er sehnte sich nur heraus aus dieser engen Zelle in dem finsternen Schooß seiner heimatlichen Erde, in dem er doch frei gewesen war. Mit dumpfem, an Wahnsinn grenzendem Zorne über die Ungerechtigkeit der Welt wühlten sich seine Gedanken nach innen, je mehr ihn die Außenwelt zu vergessen schien.

Und doch war in seiner Nähe ein Geschöpf, das seiner dachte, freilich ohne sein Unglück zu ahnen. Seit einem Jahre war Marie Dörell als Zimmermädchen im Hause des Assessors. Aus dem Vaterhause in die Stadt geflohen, war sie dort in Noth gerathen, hatte die Wohnung ihres Verführers erkundet und ihm gedroht, eine Szene zu machen, wenn er nicht für sie forge. Herr von Windheim war schlecht bei Kasse, so blieb ihm nichts übrig, als sie als Dienerin anzunehmen. Seine Gattin wurde in solchen Angelegenheiten nicht befragt.

Näheres über die Verwundung des Assessors hatte sie nicht erfahren. Sie kam selten aus dem Hause und der Vorfall war in der Stadt möglichst vertuscht worden. Nicht darum also dachte sie an Julius, sondern weil es sie bitter reute, ihm die Treue gebrochen zu haben. Diese Gewissensbisse und Mitleid mit ihrer guten, stillen Herrin trieben sie endlich zu einem offenen Geständniß.

„Armes Kind“, sagte die schöne Frau in mildem Tone, „Deine Offenheit ehrt Dich, Du hast Dir trotz Allem ein gutes Herz bewahrt. Aber Neues sagst Du mir nicht — ich wußte es längst — und Du bist nicht die Einzige —“

Verwundert blickte das Mädchen auf. „Lieben Sie ihn denn nicht, gnädige Frau?“

Frau Martha schüttelte langsam den Kopf.

„Und doch können Sie bei ihm bleiben?“

„Das verstehst Du nicht, nicht wahr? Du hast auch Recht, eigentlich ist es ein unsittliches Verhältniß, aber die Gesellschaft zwingt uns dazu. Du hast Dein Glück verscherzt, aber Du konntest frei wählen. Nicht Jedem geht es so gut. Auch ich habe geliebt, tief und innig —“

„Den Herrn Doktor?“ plagte Marie heraus.

Eine Blutwelle schoß über das Gesicht der blaffen Frau. „Du hast es gemerkt? Aber ich schwöre Dir, daß nie etwas Unrechtes geschah, daß ich meinem Gatten stets die am Altare gelobte Treue hielt, obwohl er mich täglich hintergeht.“ Ihr Herz öffnete sich dem armen, gefallenem Mädchen. Mit bitterem Lachen erzählte sie, wie ihre Eltern sie an den Meistbietenden verhandelt. Martha war reich gewesen und der leichtsinnige Assessor brauchte Geld. Dafür bot er den Adel seines Namens. Der bürgerliche, vermögenslose Arzt mußte verzichten — und Herr von Windheim verlangte ja keine Liebe. Nun hatten sie sich nach Jahren noch einmal wieder gesehen. Der Marinearzt Dr. Volkmann, der dem verwundeten Assessor beigesprungen, hatte seinen Urlaub benutzt, um Den, der ihm sein Glück geraubt, wiederherzustellen. Die Seligkeit, noch einmal in der Nähe der Geliebten sein zu dürfen, hatte ihn Alles vergessen lassen. Nun aber war seine Zeit um, heute weilte er den letzten Tag in der Stadt und morgen wollte er gehen, um sie nie mehr wiederzusehen. Als ehrenhafte Menschen hatten sie Beide entsagt. Zum letzten Abschied nur wollten sie noch einmal sich sehen, noch einmal allein sein.

„Ich darf es thun“, schloß Frau Martha ihre Mittheilungen, „mein Gewissen macht mir keinen Vorwurf. Und Du sollst uns behülflich sein. Mein Gatte wird um acht Uhr gehen, dann öffnest Du die Gartentpforte und läßt ihn herein.“

„Von Herzen gern, gnädige Frau.“

„Fort, fort, um Gotteswillen, der Herr!“

Aber der Angstschrei kam zu spät. Der Assessor folgte der Verstorbenen auf dem Fuße. Schon eine Viertelstunde vom Hause fort, hatte er, noch einmal umkehrend, verdächtige Stimmen hinter dem Gartenzain gehört. Im nächsten Augenblick stand er in der Laube vor den Lieberraschen.

„Wie ich sehe, finden Sie den Weg zu meinem Hause auch ungerufen, Herr Doktor!“

„Ich leugne nicht, daß —“

„Daß Sie hinter meinem Rücken eine Bekanntschaft fortsetzen wollten, zu der Ihnen meine Krankheit erwünschte Veranlassung bot.“

„Richard, Doktor Volkmann hat Dich treu gepflegt, vielleicht Dein Leben gerettet —“

„Um mich ungestört betrügen zu können!“

„Das ist eine gemeine Verleumdung!“ entfuhr es dem Arzte. „Nie ist etwas Unrechtes vorgekommen. Ich kannte und liebte Martha lange vor Ihnen. Und ich schwöre es Ihnen, die Ehre Ihrer Gattin ist unverletzt.“

„Um ihre Ehre handelt es sich nicht, sondern um die meine! Und wenn Sie mir zehnmal das Leben gerettet hätten — die Ehre steht höher als das Leben. Meine Ehre soll vor der Welt rein und fleckenlos dastehen.“

„So glauben Sie meiner Versicherung nicht?“

„Ich finde es unverschämmt, noch Fragen an mich zu stellen, wo Ihre Schuld — sogar vor den Augen eines Dienstboten — klar zu Tage liegt!“

Aus dem Gesichte des Arztes wich alles Blut bei dieser Beleidigung. „Ich weiß, was Sie wollen. Aber ich vergesse mich nicht so weit, meine Hand an Ihnen zu beschmutzen!“

„Diesen Schmutz werden Sie mit Ihrem Blute abwaschen!“

„Michael, Du wirst Dich nicht schlagen!“ schrie Martha auf und klammerte sich an den Geliebten.

„Ich verabscheue den kaltblütigen Mord, den man Duell nennt. Aber der Zwang ist mächtiger als unser Wille. Das Ehrengericht mag zwischen uns entscheiden.“

„Es wird Sie lehren, daß Sie einem Ehrenmanne Genugthuung schuldig sind!“ rief der Assessor höhniß und riß mit rohem Griff seine Frau von der Seite des Arztes hinweg.

Das Grauen vor dem Mörder, der sie wieder mit seinen ehebrecherischen Bärtlichkeiten verfolgte, hatte Marie aus dem Hause getrieben. Auch konnte sie den Schmerz der armen, verzweifelten Frau, die Tag und Nacht weinte, nicht mehr mit ansehen. Von ihr hatte sie Alles erfahren. Das Ehrengericht hatte gesprochen. Nach den vorgefallenen Beleidigungen konnte die verletzte Ehre nur durch Blut wiederhergestellt werden. Eine ganze Woche lang hatte sich Herr von Windheim auf der Schießstätte

geübt. Das Herz auf dem Bilde einer lebensgroßen Mannesfigur war das Ziel seiner Pistole gewesen. Und bei der ersten Wirklichkeit hatte er ebenso gut getroffen. Man sollte sich so lange schießen, bis einer der Gegner kampfunfähig auf dem Platze blieb. Das geschah beim ersten Gange schon. Der Schuß des Doktors gieng ins Leere, dann warf ihn die Kugel des Assessors todt über den Haufen.

Der Mann mit der geretteten Ehre stellte Kautions und blieb einstuweilen auf freiem Fuße.

Marie, seit Wochen ohne feste Stellung, fristete mühsam ihr Leben, indem sie hier und da niedrige Dienste verrichtete. Da begegnete sie eines Tages in einer entlegenen Gasse einem bettelnden Manne. Sie erkannten sich und wollten einander fliehen. Aber das Mitleid, das Jeder beim Anblick des Anderen empfand, trieb sie dennoch zusammen. Vor wenigen Tagen war Julius Lautenthaler nach Verbüßung seiner langen Strafe aus dem Gefängniß entlassen. Nun suchte er sich das Nöthige zusammen zu betteln, um wieder in seine Heimath gelangen zu können. Aber er fühlte wohl, daß sein Leben verfehlt und verloren war. Die wiedererlangte Freiheit war vergiftet; man würde ihm ausweichen, ihm keine Arbeit geben — und schließlich durfte er verhungern. So von Mitleid mit sich selbst und ihr bewegt, hörte er Alles an, was Marie ihm von dem Assessor erzählte, der allein ihr ganzes Glend verschuldet. In seinen Augen blitzte es auf, wie der Triumph über eine gerechte Wiedervergeltung. „Ah, er hat vorsätzlich, mit Ueberlegung einen Menschen getödtet — nun wird er auf dem Schaffot enden!“

„Die gnädige Frau glaubte nicht daran,“ warf Marie ein.

„Aber es giebt doch Recht und Geseze im Lande! Nach dem Maßstab meiner Strafe giebt es nur den Tod für ihn. Vielleicht, daß sie ihn zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigen. So lange bleibe ich noch in der Stadt — die Verhandlung muß ich mit anhören.“

Eine Woche später trafen sich Julius und Marie noch einmal. Nur der Zufall ließ sie sich im Dunkel des stürmischen Herbstabends begegnen. Das Mädchen erkannte den einst Geliebten kaum wieder. Was er seit gestern wußte, hatte ihn ganz verwandelt. Anfangs glaubte sie, er spreche im Wahnsinn. Aber es lag doch Wahrheit in seinen wilden, verworrenen Reden.

„Freigesprochen haben sie ihn,“ schrie er, „den Schurken, den Mörder, weil er in berechtigter Weise seine Ehre wieder hergestellt! Verstehst Du das? Wie kann ein Mann dem anderen die Ehre nehmen! Nur das Weib hat eine Ehre zu verlieren, und einem wehrlosen Mädchen sie zu rauben, das gilt ihnen für Recht. — Freigesprochen — freigesprochen — und hat mit Vorbedacht einen Menschen getödtet! Und ich zwei Jahre im Loch — ah — jetzt wissen wir's — sie messen mit zweierlei Maß! Und Gerechtigkeit ist ein Ammenmärchen für Kinder.“ Auf den Boden starrend grübelte er in sich hinein. „Ich habe Unrecht geihan, ihn damals nicht ganz zu erschlagen. So wäre ein Mord verhütet, ein

Herz weniger gebrochen, und die Welt von einem Verbrecher befreit gewesen!“

Marie wußte auch etwas. Sie war der Köchin des Assessors begegnet. Die hatte erzählt, daß der Herr demnächst nach dem Süden wolle, zur Erholung und wegen der Gesundheit seiner Frau. „Die Arme, dort wird er sie ungestört quälen können!“

Julius ballte die Faust. „Das soll er nicht!“

„Du willst es hindern?“

„Ja, es ist doch Alles eins.“

„Aber Du hast doch nichts Böses vor — was willst Du thun?“

„Ein gutes Werk. Sorgen, daß er nicht weitere Morde ungestraft begeht. Vor ihn treten will ich und fragen, mit welchem Rechte er hier ist und nicht im Zuchthaus?“

Dem Mädchen wurde es angst bei seinen Reden. „Stürze Dich nicht in neues Unglück, laß uns zusammen bleiben.“

„Betteln und hungern! Nein, nein! — Verzeihen thu' ich Dir, aber lieben kann ich Dich nicht mehr. Ich hab auch meine Ehre. Was ein Anderer weggeworfen, ist mir nicht mehr gut genug!“

Marie verhüllte schluchzend ihr Gesicht. Er hatte ja Recht. Er, der Sträfling, war gut und rein geblieben; sie durfte sich ihm nicht andrängen.

Er fühlte Mitleid mit ihr und sagte in milderem Tone: „Wir sehen uns nicht mehr, Marie. Du bist ein Weib und darfst weinen über die Ungerechtigkeit der Welt, aber der Mann muß gegen sie kämpfen, und wenn er selbst zum Opfer fällt.“

„Willst Du denn sterben?“

„Du wirst von mir hören. Die Welt mag es ein Verbrechen nennen. Aber Leben um Leben! Wer da getödtet hat, der soll sterben. Die irdischen Richter lassen ihn frei — darum muß es ein anderer thun.“

„Julius!“

„Droben ist Einer, der richtet gerecht. Ihm wollen wir unsere Sache anvertrauen. Wenn Du mir ein Gutes thun willst, Marie, so bete für mich.“

Sie konnte vor Schluchzen kein Wort hervorbringen, und ehe sie seine Worte recht begriffen, war er gegangen.

Acht Tage später fand man den Assessor von Windheim am Rande der Eilenriede mit durchschossener Stirn als Leiche. Ein herumstreifender ehemaliger Bergmann, der freche, aufrührerische Reden führte, ward als der Mörder festgenommen. Nach seiner Verhaftung bewahrte er allen Fragen gegenüber ein troziges Schweigen, das an Verachtung grenzte. Aber man wies ihm gleichwohl Alles nach: die Häuser, in denen er um Almosen gebeten, den Laden, in dem er mit dem erbetelten Gelde eine Pistole gekauft, die Straßen und Promenaden, auf denen er, mehrfach beobachtet, dem Assessor nachgeschlichen war. Soweit ist die Untersuchung bis heute gediehen. Nach Allem steht es außer Zweifel, daß es sich um vorsächlichen, wohlüberlegten Mord handelt.

Demnächst werden die Richter ein Todesurtheil fällen.

— Aus dem Papierkorb der Zeit. —

In die Welt hinaus. (Zu unserem Bilde.) Dies „In die Welt hinaus“ des Malers Georg Knorr ist allerdings schon ein älteres Bild und doch seinem Inhalte nach so lebenswahr, so tief empfunden, daß es, wie jedes Kunstwerk, das einem echten, unmittelbaren Gefühl seinen Ursprung verdankt, nicht so leicht veralten wird, und darum den Beschauer auch stets aufs Neue zu fesseln, zu ergreifen vermag.

Und besonders mit diesem Bilde will es, mir wenigstens, so gehen. Ich überhänge es nicht, so oft es mir auch zu Gesichte kommt, ich lege es nicht bei Seite, nur weil ich es schon kenne.

Wie in ein gutes Buch, das ich einmal gelesen, vermag ich mich stets aufs Neue genießend darin zu versenken und immer neu klingt mir daraus das traurig-trübe Lied der Heimathlosen, der Verlassenen tief ins Gemüth.

Und wann würde diese Weise ganz in der Welt verstimmen?

Freilich, die Armen, die Enterbten, die, wie die Juden

auf unserem Bilde, das Glend oder der Rassenhaß hinaustreibt in die unbekannte Fremde, sie wird es in einer nicht allzu fernem Zukunft nicht mehr geben; aber, daß die Einsamkeit, die Verlassenheit der Seele dann auch aus dieser Welt verbannt sei, wer vermöchte dies zu behaupten?

Betrachten wir aber unser Bild in diesem Stunne, so werden wir erkennen, daß wir es hier nicht etwa mit einer tendenziösn Wiedergegebenen Erscheinung unseres heutigen sozialen Lebens zu thun haben, sondern daß in dem Bilde etwas von dem Ewig-Menschlichen enthalten ist, das nur dem großen Kunstwerk eignet und es vermagde dessen nicht veralten läßt.

— Schrikel. —

Frei muß ich denken, sprechen, und athmen Gottes Lust, Und wer die Frei mir raubet, der legt mich in die Gruft.

Ghamisso.

Der ist ein guter Prediger, der seine eigenen Ermahnungen befolgt.

Shakespeare.
„Der Kaufmann von Venedig.“

Daß Ralph als Advokat geschickt Prozesse führt, Als Richter garnicht thut, was ihm zu thun gebühret, Das wundert mich nicht eben sehr; Jurist zu sein ist leicht, gerecht zu sein ist schwer.

Der Klerus.

Die Frömmigkeit gebar die Nacht Des Klerus und hielt sie gelinde, Doch ward von dem verruchten Kinde Die gute Mutter umgebracht.

Friedr. Aug. Wetshuhn.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Herrn G. Macash, Leipzig, Dörfstraße 14, richten